

Rückblick nach fünfunddreißig Jahren in Indonesien

Am 29. Januar 1996 war es 35 Jahre her, seit ich, vierundzwanzigjährig, an einem regnerischen schwülen Vormittag als Passagier einer Superconstellation der Air India auf dem damaligen Flughafen von Jakarta, Kemayoran (heute innerhalb der Stadt gelegen), landete. Inzwischen bin ich indonesischer Staatsbürger geworden und falle daher nur noch in einem kulturellen, auch da noch verkürzten Sinn, unter die „deutschen Experten“, die für dies Buch zu einem Beitrag gebeten wurden.

Doch um mich vorzustellen: Ich bin Jesuit und katholischer Priester und hauptsächlich damit beschäftigt, Philosophievorlesungen an der Philosophischen Hochschule Driyarkarta und der Universitas Indonesia in Jakarta zu halten.

Statt abstrakter Ausführungen möchte ich einfach unsystematisch von meinen Erfahrungen erzählen. Ich bin 1936 in Eckersdorf in der Grafschaft Glatz, die heute zu Polen gehört, geboren. 1955 nach dem Abitur trat ich in den Jesuitenorden ein. Nach den ordensüblichen philosophischen Studien in Pullach ging ich 1961 nach Indonesien. Hier lernte ich zunächst 13 Monate lang die javanische Sprache, davon die letzten vier Monate in Boro, einem Dorf westlich von Yogyakarta, malerisch am Fuße der Menorehberge gelegen.

Jeden Abend spazierte ich aufs Gratewohl los und besuchte Menschen in ihren Häusern, um mein Javanisch zu praktizieren. Es war eine herrliche Zeit. Danach lernte ich etwa vier Monate lang Indonesisch. Da viele meiner Mitbrüder in Mitteljava arbeiteten, wo Javanisch gesprochen wird, und außerdem der größte Teil der indonesischen Jesuiten Javaner sind, lernten neu aus dem Ausland kommende Jesuiten im allgemeinen zuerst Javanisch. Indonesisch muss man nämlich in jedem Fall lernen, wenn man in Indonesien arbeiten möchte. Hat man aber mit Indonesisch angefangen, so ist man danach erfahrungsgemäß oft zu faul, noch die erhebliche Mühe des Lernens des Javanischen, einer durchaus komplizierten Sprache, auf sich zu nehmen.

Für mich wurde damit Java, das Javanische, mit allem was dazu gehört, die Pforte nach Indonesien. Meine indonesische Identität, wenn ich so sagen darf, ist wesentlich durch das Javanische geprägt. So sehr, dass meine Aussprache des Indonesischen (welches ich heute fließend spreche, während ich mich mit dem Javanischen, wenn es über allgemeines Gerede oder Praktisches hinausgeht, eher abmühen muss) stark javanisch gefärbt ist (wenn ich eine Predigt oder einen Vortrag halte, ist die Reaktion der Hörer oft kok medhok – „der hat ja einen javanischen Akzent.“

Das Javanische hat noch einen anderen Vorteil: Im Unterschied zum Indonesischen, das aus dem Malaiischen hervorgegangen ist und dessen grammatische Strukturen schon stark abgewetzt und Europäisierungen ausgesetzt, hat das Javanische seine exakte austromalaiische Sprachstruktur rein bewahrt. Javanische Sätze und Ausdrücke werden sehr anders als indoeuropäische konstruiert, und es braucht deshalb Monate, bevor man gewissermaßen von innen her ins Javanische schlüpft. Beispielsweise sind Relativsätze nur in einem sehr beschränkten Maße bildbar. Das Javanische ist, soweit ich es sehe, gegen Europäisierungen gefeit. Durch das Javanischlernen internalisiert man so langsam eine ganz andere Sprachstruktur. Ursprünglich hat aber auch das Malaiische diese Struktur. Lernt man zuerst Javanisch (wahrscheinlich gilt das ebenso für andere lokale austromalaiische Sprachen), so erwirbt man einen Habitus, ein Sprachgefühl, das dem Indonesischen angemessener ist und einen gegen Europäisierungen abschirmt.

Was die Aussprache angeht hatte ich, nachdem ich die vom Hochdeutschen sehr verschiedene Aussprache der Gutturale, Dentale (vier: d, dh, t, th) und Labiale gemeistert hatte, die größten Schwierigkeiten mit dem Zungen-R; dass mein R ein Rachen-R war, wurde mir erst in Boro klar, wo die Kinder mir immer „Bocho, Bocho“ (statt „Boro,

Boro“) nachriefen. Mit Hilfe eines holländischen Buches für Theaterausssprache – zum Üben ersetzt man im wesentlichen den Laut R mit D - gelang es mir nach etwa vier Monaten harten und lauten Übens, auch diese Hürde zu übersteigen (meine Mitbrüder dachten schon, ich hätte den Tropenkoller, da ich monatelang unausgesetzt „pda, pda, pde, pde“ vor mich hinmurmelte). Der Erfolg war, dass ich seitdem Mühe mit dem deutschen R habe; als mich meine Eltern nach sechseinhalb Jahren in Indonesien zur Priesterweihe besuchten, war es ein gewisser Schock für sie, und später in Deutschland für andere, dass sich meine Aussprache des Deutschen geändert hatte; in Wirklichkeit war „nur“ das R ungefügiger geworden.

Was hat mich bewogen, mich 1959 in meinem dritten Studienjahr bei meinen Vorgesetzten im Jesuitenorden darum zu bewerben, nach Indonesien geschickt zu werden? 1956 war deutschen Jesuiten die Möglichkeit angeboten worden, sich für kirchliche Arbeit in Indonesien zu bewerben, da Holländer keine Einreiseerlaubnis mehr erhielten. Ich hatte Philosophie mit einiger Begeisterung studiert, mich dabei aber auch ziemlich intensiv mit zeitgenössischen Weltanschauungen und Ideologien beschäftigt. Plötzlich kam mir die Idee, das mein Fachwissen in Deutschland kaum besonders be-

nötigt würde, da es zahlreiche andere Fachleute, darunter auch mehrere bekannte Mitglieder meines Ordens gab. Vielleicht könnte ich aber der Kirche in Indonesien helfen. Ich hatte die Entwicklung in Indonesien spätestens seit 1957 verfolgt, als die ersten jungen deutschen Mitbrüder, darunter der vielen indonesischen Studenten bekannte Pater Ferdi Hamma, jetzt in Bonn, nach Indonesien fuhren und interessante Berichte sandten. Ich dachte – wie sich herausstellte, nicht völlig zu Unrecht –, dass sowohl ein Bedürfnis nach den Wissensgebieten, die mich interessierten, als auch ein Mangel an entsprechenden Fachleuten gegeben war.

Tatsächlich beauftragten mich meine indonesischen Vorgesetzten 1968, ohne eine Ahnung von meiner ursprünglichen Motivation, die sich inzwischen eher noch verstärkt hatte, Philosophie zu lehren.

1962-1964 leitete ich das Internat (asrama) und gab Religionsunterricht am Kanisiuskolleg in Jakarta. Mehr als 500 Jungen lernte ich im Laufe dieser Jahre mit Namen kennen. In Erinnerung ist mir geblieben, wie unsere Schule, ich mit weißem Talar dabei, dreimal zum Unabhängigkeits-Festtag am 17. August zusammen mit den anderen Schulen Jakartas vor dem Präsidentenpalast aufmarschierte und wir Präsident Sukarno Lieder sangen.

Von 1964-1968 studierte ich Theologie in Yogyakarta. Diese Jahre waren für mich nicht nur wegen des Studiums wichtig. Hier lebte und studierte ich mit anderen Jesuitenstudenten zusammen, einige davon Deutsche, die anderen Indonesier und zwar vor allem Javaner. Das bot mir die für Ausländer sehr seltene Chance, mit Javanern völlig ungezwungen in ständigem Kontakt zu sein, also eine kommunikative Beziehung zu haben, die nicht durch Autoritätsverhältnisse verzerrt war (der Pfarrer gegenüber seiner Gemeinde, der ausländische Fachmann gegenüber einheimischen Nichtfachleuten).

Mit vielen Mitbrüdern und Mitstudenten aus diesen Jahren benutze ich noch heute das colloquiale Ngoko-Javanisch. Erst hier lernte ich javanische Wesensart wirklich kennen. Die Folge war, dass ich nach etwa einem Jahr, also nachdem ich schon viereinhalb Jahre in Indonesien gewesen war, meinen Kulturschock erlebte. Ich empfand Javaner – Chinesen unter meinen studentischen Mitjesuiten waren wieder anders – als so völlig verschieden in Einstellung, Kommunikation, Weise ihrer Wahrnehmung von Problemen, Entscheidungssituationen usw., dass ich schockiert war. Es kam mir wirklich die Frage, ob ich es in einer solchen Kommunikationsstruktur aushalten würde, ob ich da meine Identität weiterentwickeln könnte.

Das Interessante war, dass unsere Beziehungen so gut waren, dass ich solche Fragen in bestimmten Grenzen mit javanischen Mitstudenten sogar besprechen konnte.

Durch diesen Schock kam ich hindurch. Ich kam zur Auffassung, dass ich doch am richtigen Ort sei, dass man mich im Wesentlichen voll akzeptierte, auch bestärkt durch die ständige positive Einstellung meiner indonesischen Mitbrüder. Tatsächlich haben mir später indonesische Vorgesetzte im Jesuitenorden und der Kirche immer wieder verantwortungsvolle Positionen übertragen. Ich habe die Entscheidung, weiterzumachen und Indonesier zu werden, nie bereut.

Ich glaube allerdings, dass, wer einen solchen Kulturschock – gewissermaßen der Augenblick, wo man hinter dem freundlichen, oft lächelnden, wohlmeinenden Äußerer den wirklichen Javaner entdeckt in seiner ganzen Andersheit – nicht erfährt, nicht dazu taugt, länger in Indonesien oder mit Indonesiern zu leben. Auch scheint mir bezeichnend, dass es Jahre braucht, bis dieser Schock nachlässt. Man merkt z.B., dass Javaner höflich und freundlich sind und das auch so meinen, es ist keineswegs nur äußerlich, aber dass man sie niemals drängen oder in ein Eck zu manovrieren versuchen sollte. Javaner gewähren ihre Mitarbeit, wenn man ihre Herzen gewinnt, wenn man

ihre Freiheit, selbst zu entscheiden, respektiert, also sich gerade nicht aufdrängt oder gar ihre Freundlichkeit und Höflichkeit benutzt, um sich eine bessere Ausgangsposition zu verschaffen. Geduld, Ehrfurcht vor der Freiheit des anderen und Vertrauen in ihn sind die beste Weise, um mit Javanern dauerhafte, positive, ehrliche und sehr befriedigende Verhältnisse aufzubauen – wie wohl überhaupt unter Menschen.

In diesem Zusammenhang hat sich meine Wahrnehmung auch ständig entwickelt. Jahre später habe ich meine, zu diesem Zeitpunkt bereits vierzehnjährigen Erfahrungen mit Javanern durch ein Studium anthropologischer, soziologischer und kulturgeschichtlicher sowie klassischer javanischer Literatur (18. und 19. Jhdt.) auch theoretisch zu untermauern und für meine Ethikvorlesungen nutzbar zu machen versucht. Das Ergebnis war unter anderem meine *Javanische Weisheit und Ethik*, erschienen im Oldenbourg-Verlag 1981. Später habe ich dieses Buch selber ins Indonesische übersetzt (Etika Jawa, Gramedia); diese Ausgabe hat inzwischen eine Auflage von etwa 18.000 verkauften Exemplare erreicht. Viele Javaner sagten mir persönlich, sie hätten sich in der Darstellung wiedergefunden, hätten, oft zum ersten Mal überhaupt, sich gewissermaßen aus einem Abstand angeschaut.

Mein Ziel war es tatsächlich, einen „Idealtyp“ eines „klassischen“ Mitteljavaners darzustellen. Seit ich diesen „Typus“ schriftlich formuliert, sozusagen als Figur geschnitzt habe, gehe ich nun den umgekehrten Weg: Ich meine, immer deutlicher zu sehen, dass dieser Typ in keinem einzigen Javaner verwirklicht ist, dass jeder von ihnen, auch wenn manches von dem Idealtyp zumindest eine kontrastierende Folie zu seinem Verständnis abgibt, seine Eigenart hat, die nicht aus irgendwelchen

allgemeinen Charakterisierungen abgeleitet werden kann, und eben auch, dass Javaner in Wirklichkeit gar nicht so viel anders reagieren als die vielen Deutschen, die ich kenne. Ich bezweifle also immer mehr, ob Javaner wirklich so anders sind als andere. Vielleicht ist das auch eine Folge dessen, dass mir die javanische Weise, Menschen und Dinge zu sehen und zu nehmen, immer „natürlicher“ und gewohnter erscheint.

(Auszug aus Hrsg. Damshäuser B. und Muntenbeck-Tullney U.: *Nelkenduft in Wolkenkratzern. Deutsche Experten über Indonesien*. Katalis Jakarta 1996. Mit freundlicher Genehmigung des Katalis Verlags)